

medizinischen Betroffenheit, mit der sie vielleicht andere hinters Licht führen können, aber nicht mich.

Wen schert es hier schon, was aus mir wird?

Störrische Patienten sind alles andere als beliebt, und ich habe mir mehr als einmal erlaubt, gegen die Ärzte aufzubegehren. Wäre es nach ihren Ratschlägen gegangen, hätten sie das kleine Wesen, das in mir wächst, schon vor Monaten entsorgt.

*Dieses Kind wird Sie das Leben kosten ...*

Doch wie hätte ich mich noch von ihm trennen können, als ich nach Wochen widerlichster Übelkeit zum ersten Mal in mir sein zartes Flügelschlagen wie ein freundliches Hallo gespürt habe?

Natürlich wusste ich von dem gefräßigen Monster in meiner linken Brust, das die gesunden Zellen angreift und mich über kurz oder lang ganz verschlingen wird, und es gab viele Morgen, an denen ich so traurig und zerschlagen erwacht bin, dass ich nicht mehr weiterwusste. Doch dann kamst du ins Spiel, mit deiner Frische, deiner Großzügigkeit, deinem nie endenden Mut. Das hat mich gerettet.

Wir beide zusammen gegen den Rest der Welt – so lautete unser Motto. Und für ein paar wunderbare atemlose Monate, in denen wir jede Menge Unsinn angestellt und einträchtig nebeneinander die Entwicklung der Ultraschallbilder studiert haben, schien es auch zu funktionieren.

Nun aber hat mich die

rabenschwarze Diagnose wieder eingeholt, und ich bin nichts als ein einziges heulendes Häuflein Elend. Nicht dabei sein zu können, wenn ihre Zähnchen kommen, sie zu laufen beginnt, Rad fahren und Schwimmen lernt, wenn sie eingeschult wird und sich zum ersten Mal unsterblich verliebt, erscheint mir unerträglich. Die ganze Welt wollte ich ihr zu Füßen legen und vermag doch rein gar nichts mehr davon in meinem elenden Zustand.

Ich weiß, dass sie bestens behütet ist, aber sie wird das alles ohne mich erleben, das macht es so schwer.

Nicht einmal bis zum Ende der Schwangerschaft darf sie bei mir bleiben, das haben sie mir heute ebenfalls verkündet. Das Würmchen

muss jetzt schon aus dem Mutterleib, vor der eigentlichen Zeit, hinaus aus der dunklen, warmen, schützenden Hülle in die grelle, kalte Welt, damit wenigstens sie eine Chance hat.

Und ich? Was wird aus mir?

Mit einem Mal habe ich große Angst vor dem Sterben, obwohl viele ja behaupten, der Körper fahre in jener letzten Phase sein eigenes Programm, eine Art langsames Herunterdimmen, ohne Pein, ohne große Schmerzen, langsam, beinahe sachte. Aber vielleicht ist das nichts als freundliche Propaganda, ein wohlgemeinter Versuch, um den Abschied vom Leben nicht noch schwerer zu machen – und jemanden, der das wahrhaftig aus eigener Erfahrung bezeugen könnte, gibt es ja leider nicht.

Man ist so verdammt allein dabei, einsam auf weiter Strecke sozusagen, und das ist vielleicht das Schlimmste daran. Ich fühle das Dunkel wie einen Meteor auf mich zurasen und klammere mich verzweifelt an alles Tröstliche, das mir in den Sinn kommt: freundliche Erinnerungen, spannende Begegnungen, kluge Sätze aus Büchern, die ich mir aufgeschrieben hatte, Witze, über die ich einmal lachen musste, Fotos, die Gnade vor meinen Augen fanden, was selten genug vorkam.

Von irgendwoher ertönt Klaviermusik, wahrscheinlich aus dem hintersten Zimmer, in dem die Angehörigen Luft holen können, bevor sie wieder zu den Sterbenden hineingehen, ein altes Rhythm & Blues-Stück, das mir in die